

Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile.

Von **K. Bühler** (Wien).

Mit 1 Abbildung im Text.

Vor wenigen Monaten tagte in Prag der 2. Kongreß einer Gruppe von Linguisten, die mit einem neuen Programm der Sprachbetrachtung, der *Phonologie*, hervorgetreten sind. Auf den Herbst dieses Jahres ist ein allgemeiner Sprachforscher-Kongreß in Genf angesetzt. Zu beiden Veranstaltungen waren und sind Psychologen zu Gast geladen. Heute sind wir die Einladenden zu dem Sprachtag im Rahmen unseres Psychologenkongresses und werden außer den engeren Fachgenossen eine Reihe von Gastrednern, Philosophen, Linguisten, Soziologen und die besten Kenner des neu belebten Forschungsgebietes der zentralen Sprachstörungen hören.

Auf der ganzen Linie ist eine erneute und vertiefte theoretische Besinnung auf den Gegenstand und die Prinzipien der Sprachforschung in Gang gebracht und wird, wenn ich mich nicht täusche, auch unserer Tagung eine besondere Note verleihen. Niemand, der die Lage kennt, wird erwarten, daß alle Sachverständigen, die hier zu Wort kommen, auf Anhieb dieselbe Sprache sprechen werden; denn sie kommen aus ganz verschiedenen Heimatgebieten der Forschung, und für die Prinzipienfragen, die alle angehen, gilt das Wort von dem einen Hirten und der einen Herde noch nicht. Und doch — wir müssen uns gegenseitig verstehen. Wir gebrauchen den Singularis *die Sprache* und setzen voraus, daß er ähnlich verstanden wird wie die Namen *das Recht, die Kunst, die Wissenschaft* in der Einzahl. Das heißt: wir sind von der Überzeugung durchdrungen, daß der Name auf einen singulären Gegenstand, ein einheitliches Forschungsgebiet, ein Gebiet von logisch kohärenten Sachverhalten hinweist. Alle Sprachphilosophen von Platon bis Cassirer waren dieser Überzeugung; unser Sprachtag wäre ein verfehltes Unternehmen, wenn wir selbst sie nicht mitbrächten.

Freilich, ein Ganzes kann sich in verschiedenen Aspekten präsentieren, eine Einheit eine *unitas multiplex* sein. Ich behaupte, daß es nicht in unserer Willkür liegt, sondern vom Gegenstand vorgeschrieben wird, daß ihn die empirische Forschung kurz gesagt dreiseitig zugleich angeht; um ihn adäquat und vollständig zu bestimmen. Am nächsten kommt den drei empirischen Aspekten der Sprache, wie ich sie zeichnen will, F. de Saussure, der Linguist, in seinen Vorlesungen über allgemeine Sprachwissenschaft¹⁾. Seine Unterscheidung von *la langue* und *la parole* ist theoretisch scharf und wird ungefähr so, wie sie an den klarsten Stellen des nicht ganz einheitlichen Textes formuliert und begründet wird, nach meiner Auffassung bestehen bleiben, während der dritte noch unklare Grundbegriff *le langage* durch etwas anderes im System der Aspekte ersetzt werden muß. Deutsch gesprochen: Was wir mit dem Singularis die Sprache meinen, wird empirisch faßbar und wissenschaftlich bestimmt in den *Sprachgebilden*, der *Sprechhandlung* und dem *Zeichen-Verkehr* (spezieller Sprach-Zeichenverkehr) der Menschen.

Und wenn ich unser Parlament hier überschaua, so ist es mir, als sähe ich in den Gruppen von Sachverständigen eine lebendige Wiederkehr des logischen Schemas der Aspekte. Natürlich und im voraus zugegeben, daß jeder von uns auf eine theoretische Bewältigung des Ganzen und alle letztlin auf das eine abzielen. Aber das tägliche Brot der verschiedenen Forschergruppen ist ein verschiedenes. Wenn der Linguist das Lautsystem einer gegebenen Sprache, ihren Wortschatz, ihren Satzbau bestimmt, so sind es Sprachgebilde, wovon die Rede ist. Wenn der Psychologe im Gefüge des sinnvollen Verhaltens des Menschen Sprechereignisse findet, so erfährt und bestimmt er diese Ereignisse wie anderes, was ihm in derselben Sphäre begegnet, als Handlungen des Menschen, als Handlungen einer besonderen Art oder Klasse. Und wenn der Soziologe unter den Phänomenen und Konstituenten des Gemeinschaftslebens Sprachliches erfährt und bestimmt, so ist einer der nächstgelegenen Oberbegriffe, unter die er sie bringt, der des Kontakt- und Verkehrsmittels. Die Sprache ist das geistige Verkehrsmittel *καὶ ἐξοχήν*, ein *ὄργανον* des Gemeinschaftsgeschehens, wie es schon Platon im *Kratylos* gesehen hat.

¹⁾ Der Inhalt der zwischen 1906 und 1911 an der Universität Genf gehaltenen Vorlesungen ist 1915 nach dem Tode de Saussures aus Nachschriften rekonstruiert veröffentlicht worden in *Cours de Linguistique théorique*. Die vorzügliche deutsche Übersetzung trägt den Titel „Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft“ Berlin 1931.

Darum sind Linguisten, Psychologen und Soziologen hierher zusammenberufen worden, damit jeder uns in seiner Weise über Sprache berichte.

Es mag zunächst bei dieser schlichten Aufzählung bleiben. Zugegeben, daß die Reihe von Blickpunkten, unter denen man die Sprache betrachten kann, um aufschlußreiche Bücher über sie zu schreiben, leicht fortzusetzen und ins Unabsehbare zu verlängern wäre. Ich habe in meiner Aufzählung noch nicht die Sachverständigen aus dem Gebiet der zentralen Sprachstörungen und der Sprachphilosophie genannt. Jene würde ich in unserem Parlamente den Psychologen anreihen und für diese eine Ehrenstellung am Ministertische vorschlagen, so wie es schon Platon in seiner Staatsordnung vorgesehen hatte. Aber es läßt sich erwägen, ob und warum etwa den drei zuerst genannten Aspekten ein Vorrang vor anderen gebührt, ob sie etwa deshalb zuerst und in einem Atemzug genannt werden müssen, weil in ihnen die Grundstruktur der Sprache zum Vorschein kommt. Dies ist die These, die ich vorlege; ich gehe daran, sie zu begründen.

I.

1. Um auf kurzem Wege zur Sache zu kommen, stelle ich zwei Thesen auf, die wie Grenzmarken unser Problemgebiet abstecken sollen. Die erste lautet: Ausgangsgegenstand der Sprachforschung sind die konkreten Sprechereignisse. Und die zweite: In der Definition des Begriffes „Sprache“ muß das Merkmal Zeichenfunktion an entscheidender Stelle vorkommen.

Für den Linguisten von heute sind dies triviale Sätze, die auszusprechen nur dort Veranlassung besteht, wo er sich im Geiste der Erkenntnistheorie kritisch auf sein ganzes Unternehmen besinnt. Dann mag etwa die Kritik der reinen Vernunft zu Rate gezogen werden, deren Eingangssätze lauten: „Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel; denn wodurch sollte das Erkenntnisvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren . . .“ Nun, was die Sinne des Sprachforschers rührt, ist das konkrete Sprechereignis. Es ist wie jeder Blitz und Donner und Cäsars Überschreiten des Rubikon etwas Einmaliges, ein Geschehen hic et nunc, das seinen bestimmten Platz im geographischen Raume und im gregorianischen Kalender hat. Es wird gesprochen, wurde gesprochen und wird gesprochen werden. Wer dies als Tatsache hinnimmt, steht und bewegt sich in jener Sphäre, die man ohne Beiwort als das Gegebene oder die Wirklichkeit zu bezeichnen pflegt.

Nun, wir stehen in der Erforschung dieser Wirklichkeit ja nicht mehr am Anfang der Dinge, sondern blicken auf ein stolzes System von Erkenntnissen, das die Sprachwissenschaften verwalten. Es darf die Frage erhoben werden, ob in diesem Forschungsgeschäft und in dem fortgesetzten Aufsteigen zu allgemeinen Erkenntnissen so etwas wie eine allumfassende *Induktionsidee* enthalten war; und es ist zu vermuten, daß sie, wenn vorhanden, zu den Trivialitäten der praktischen Sprachforschung gehört. Was ich behaupte, ist, daß sie in der Tat lebendig und von keinem Sachverständigen je ganz verkannt, aber in ihrer vollen Tragweite noch keineswegs ausgeschöpft ist. Es ist die Erkenntnis' oder Idee von der Zeichennatur der Sprache. Im Vorbeigehen sei auf zwei moderne sprachtheoretische Werke verwiesen, die so verschieden aufgebaut sind wie Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und die „Grundfragen“ von F. de Saussure. Sie treffen sich in dem dort eigens formulierten Kernsatz von der Zeichennatur der Sprache, den Cassirer erkenntnistheoretisch würdigt und interpretiert, während de Saussure ihn im Sinne des erkenntnistheoretisch naiven Empirikers als einen höchsten Satz der Spracherkenntnis einfach hinnimmt. Es sei mir gestattet, die paar prägnanten Sätze, die er darüber schreibt, hier abzudrucken, weil sie eine bequeme Gelegenheit bieten, das Wesentliche darin durchaus anzuerkennen und doch die Monopol- und Ehrenstellung, die der Psychologie im Rahmen der Sprachtheorie zugewiesen wird, als sachlich nicht gerechtfertigt abzulehnen oder (richtiger noch) auf ein viel bescheideneres Maß zu reduzieren. De Saussure schreibt:

Die Sprache ist ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen usw. usw. vergleichbar. Nur ist sie das wichtigste dieser Systeme. — Man kann sich also eine Wissenschaft vorstellen, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht; diese würde einen Teil der Sozialpsychologie bilden und infolgedessen einen Teil der allgemeinen Psychologie; wir werden sie Semeologie (von griechisch semeion, „Zeichen“) nennen. Sie würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existiert, kann man noch nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semeologie entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören. — Sache des Psychologen ist es, die genaue Stellung der Semeologie zu bestimmen; Aufgabe des Sprachforschers ist es; zu bestimmen, wodurch die Sprache ein besonderes System in der Gesamtheit der semeologischen Erscheinungen ist.

Eine allgemeine Semeologie, in der die konstitutiven Begriffe exakt definiert und allem, was Zeichenfunktionen trägt und erfüllt in der Welt, ein systematischer Platz angewiesen wäre, das wäre in der Tat sowohl für die Psychologie wie für die Sprachforschung eine Hilfe von kaum zu überschätzender Bedeutung. Denn der Psychologe findet auf seinem eigenen Forschungsgebiet Zeichenhaftes mannigfaltig und weit über die Sprache in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes hinaus verbreitet. Und was die Sprache angeht, so ist sie nicht nur das lebenswichtigste, sondern auch theoretisch gesehen das vielseitigste und komplexeste aller Zeichensysteme, die wir kennen. Die allgemeine Semeologie im Sinn de Saussures mag also sehr wohl im Dienst und im Interesse der beiden genannten Wissenschaften in Angriff genommen werden. Ihre eigentliche Substanz, ihr Kerngebiet aber sind Fragen und Antworten, Untersuchungen und Erkenntnisse, die man zweckmäßig keiner der beiden Einzelwissenschaften, sondern, wenn sie einen Heimatschein brauchen, viel treffender der Logik oder der Gegenstandstheorie ein- oder unterordnet. Sie werden, einmal ausgebaut, zur Psychologie und zur Linguistik in einem ähnlichen Verhältnis stehen wie die Mathematik zu den exakten Naturwissenschaften.

2. Die Linguisten und Psychologen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kannten nur eine Art der analytischen Betrachtung und Beschreibung des konkreten Sprechereignisses, die heute noch in allen Lehrbüchern steht; auch de Saussure befindet sich, wo er den „Kreislauf des Sprechens“ (la parole) beschreibt, noch ganz in ihrem Bannkreis. Wir nehmen an, so führt er aus, zwei Personen, A und B unterreden sich, was geht da vor? Die Antwort lautet, das sei eine Prozeßkette, die im Erlebnisbereich und damit im Gehirn des A beginnt und durch physiologische Vorgänge im Nerven-Muskelapparat der Sprechorgane ihre Fortsetzung findet; „dann breiten sich die Schallwellen aus vom Munde des A zum Ohr des B hin: ein rein physikalischer Vorgang“; schließlich marschiert die Prozeßion im psychophysischen System des B wie im Spiegelbild in umgekehrter Reihenfolge noch einmal auf; alsdann mag B zur Antwort ausholen. Das konkrete Sprechereignis schien damit reinlich in seine Komponenten zerlegt, die zur näheren Bestimmung den „Hilfswissenschaften“ der Linguistik (Psychologie, Physiologie, Physik) überantwortet blieben. Merkwürdig nur, wie selten sich im Schoße der Linguistik nach dieser Aufteilung so etwas wie das Gefühl des Lohgerbers, dem die Felle davongeschwommen sind, erhoben hat. Erst die um die Jahrhundertwende erwachende Kritik begann Ein-

spruch gegen dies traditionell gewordene Beschreibungsschema zu erheben; sie hat es als Ausfluß eines impotenten „Naturalismus“, d. h. als Ergebnis eines methodisch verfehlten Übergriffs der naturwissenschaftlichen Denkweise auf das Gebiet der Geisteswissenschaften, gelegentlich auch kurz und bündig als „Psychologismus“ gebrandmarkt.

Wir sind heute, wie mich dünkt, in der Lage, ohne den Ismusvorwurf sowohl die Berechtigung wie die Unzulänglichkeit der traditionellen Betrachtungsweise zu durchschauen und positiv das, was zu ihrer Ergänzung geleistet werden muß, zu entwickeln. Das Spezifische an der Sprache, ihre Zeichenfunktion muß unter den Tisch fallen, wenn man von vornherein — sagen wir einmal kurz: nur das Stoffliche an ihr betrachtet. So war es mit dem alten Schema der Analyse. Es sind aber prinzipiell zwei Betrachtungen vonnöten. Man kann auch ein Wohnhaus entweder auf Steine und Balken und die anderen Materialien hin, aus denen es gebildet ist, und wie sie zusammenhängen, untersuchen, oder aber auf die Räume hin, die es dem Bewohner bietet, und alle Wohnzwecke, die es erfüllt. Wer wäre einseitig genug, eine wissenschaftliche Baukunde nur aus einer der beiden Analysen entwickeln zu wollen? Genau so unentbehrlich ist für den Sprachforscher beides, die Stoffkenntnis und die Funktionsbetrachtung, schon bei der Beobachtung und Beschreibung des konkreten Sprechereignisses. Was ist die Funktionsbetrachtung? Wer sie richtig treffen will, soll sich auf die Induktionsidee von der Zeichennatur der Sprache besinnen, die nicht irgendwo und irgendwann einmal, man weiß nicht recht wie und woher, in die Sprachforschung eingeführt werden darf, sondern wie jede konstitutive Kategorie schon in den ersten Beobachtungsdaten enthalten sein muß.

Wer sich mit dem rechten Blick umsieht, findet in der konkreten Sprechsituation in der Tat den Sprecher A und den Hörer B, so wie es dem Wortlaut nach auch in dem alten Schema geschieht. Aber man darf sich dadurch nicht beirren lassen; wenn zwei dasselbe sagen, so ist es nicht immer dasselbe. Um auf den springenden Punkt zu kommen, fragen wir uns einfach nach der Weise der alten Grammatiker mit wer? was? wem? durch die Struktur hindurch und finden: In Relation zu diesem Was ist der Sprecher als Sender und der Hörer als Empfänger zu betrachten. Der eine gibt, der andere nimmt entgegen — was? „Flatus vocis“ sagten die alten Nominalisten, „Schallwellen“ sagt der moderne Stoffdenker und kein Philosoph der Welt wird ihre Position zu erschüttern vermögen. Sie soll auch gar nicht erschüttet, sondern nur ergänzt werden durch den

Zusatz, daß diese Schallwellen im Austausch „als Zeichen“ fungieren. Rein physikalisch gesehen sind sie ja erstaunlich energiearm und wären darum zu nichts Ordentlichem in der Praxis des Lebens zu gebrauchen, wenn sie nicht ausgerechnet als Zeichen aufträten. An dieser Stelle nun ist eine kurze logische Besinnung, ein erster Schritt zur Klärung des Ausdrucks „als Zeichen auftreten“ von Nutzen.

Ein brauchbares *genus proximum* des Zeichenbegriffes, der in der Sprachtheorie definiert werden muß, haben schon die Scholastiker, die einige Grundfragen der Semeologie scharfsinnig zu formulieren und zu beantworten wußten, gefunden. Sie sagen kurz: *aliquid stat pro aliquo*, das sinnlich wahrnehmbare Sprachzeichen steht für etwas anderes, als was es selbst ist, es fungiert als Stellvertreter ¹⁾. Nun, es gibt allerhand *Modi* des Stellvertretens und Platzhaltens in der Welt und die Sprachzeichen gehören zu mehreren von ihnen. Man muß, um mit der Angelegenheit logisch endgültig ins Reine zu kommen, die Ordnungen angeben und bestimmen, in denen die Stellvertretung, das Platzhalten, erfolgt. Und man muß die *Modi* dieses Platzhaltens bestimmen. Wenn ein Anwalt vor Gericht als Stellvertreter seines Klienten auftritt, so ist es die geltende Rechtsordnung und in ihr das Mandat, in deren Rahmen sich das *aliquis pro aliquo* abspielt. Wenn in Speisen Sacharin statt Zucker verwendet wird, so ist es die Geschmacksordnung der Dinge, in deren Rahmen das „Surrogat“ als Stellvertreter fungiert und dem Organismus mit seinem Zuckerbedürfnis, heilsam oder nicht, eine Scheinerfüllung bereitet. Wenn Farbflecken auf einer Leinwand den holden Schein einer Landschaft erwecken, so ist es die Ordnung der Sehdinge, in deren Rahmen hier das *aliquid pro aliquo* von statten geht. An all das und an noch ungezählte andere *Modi* des *quid pro quo*, des Platzhaltens, kann man denken, so lange nichts anderes als das leere logische Schema, daß etwas für etwas anderes steht, vorgelegt wird. Die Sprachtheorie muß systematisch und reinlich die Ordnungen bestimmen, in deren Rahmen die Sprachzeichen als Stellvertreter fungieren. Und sie muß zeigen, auf welche Art und Weise sie das tun. Das ist eine Angelegenheit der ausgebauten Semeologie, die in bestimmten Grenzen frei von jeder Metaphysik

¹⁾ Wilhelm von Ockham schreibt mit Vorliebe „supponere“ dafür. „Supponere pro aliquo“ gebraucht Ockham, wie dies nach Thurots Nachweis mindestens schon seit dem Jahre 1200 üblich war, in intransitivem Sinne gleichbedeutend mit *stare pro aliquo*“. M. Baumgartner in Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie II ¹⁰ S. 602.

und frei sogar von den differenten Grundhaltungen der Erkenntnistheoretiker gefördert werden kann. Sie ist dagegen nahe verwandt mit dem Unternehmen der Husserlschen Phänomenologie, soweit ich verstehe.

Doch vorerst genügt das *genus proximum* des Stellvertretens überhaupt, um das andere, die zweite Analyse des Sprachforschers von der reinen Stoffbetrachtung: Erlebnis — Nervenmuskelvorgang-Schallwelle — reinlich abzuheben.

3. Wir betrachten nach diesen Überlegungen noch einmal das konkrete Sprechereignis und stellen die Frage, im Rahmen welcher Ordnung das sinnlich Wahrnehmbare, über dessen Natur uns die Phonetik belehrt, als Stellvertreter fungiert. Ein beliebig aus dem Alltag gegriffenes Vorkommnis, wie wenn A zu B sagt „es regnet“, vermag uns darüber Aufschluß zu geben. Um mit dem zu beginnen, was dem naiven Betrachter am nächsten liegt, so ist hier „die Rede“ vom herrschenden Wetter, der Satz fungiert als *Darstellung* eines meteorologischen Sachverhalts. Zu allem drum und dran an dieser Funktion hat zuerst der Linguist, der Kenner der deutschen Sprache, das Wort. Und wenn er ausgesprochen hat, so notieren wir uns das eine als Sprachtheoretiker, daß die Zuordnung des sinnlich Wahrnehmbaren zu Gegenständen und Sachverhalten offenbar zur Struktur der menschlichen Sprache gehört. Was „die Sinne rührt“, steht symbolisch für das, wovon die Rede ist im konkreten Sprechereignis. Die Ordnung aufzuschließen und zu entwickeln, in deren Rahmen dieser Modus der Stellvertretung stattfindet, ist die spezifische Aufgabe der Linguistik, die darauf so gut wie ihr ganzes Verfahren eingestellt und zugeschnitten hat. Ich werde darauf zurückkommen.

Doch man kann nicht alles mit einem Griff erledigen in Sachen der Sprachtheorie. Es ist grob gesehen dasselbe sinnlich Wahrnehmbare (feiner gesehen freilich andere Momente und Nuancen an ihm als diejenigen, die für die Darstellungsfunktion in erster Linie maßgebend sind), was in einem zweiten Modus der Stellvertretung ein „Gesicht“ hat, um mit H. Werner zu sprechen, und als *Ausdruck* fungiert. Wir nehmen zunächst alles zusammen, die Erlebnis- und Persönlichkeitskomponente im Ausdruck (das aktuell *Mimische* und das dispositionell *Physiognomische*, wie man es vielfach auch genannt hat), um einen einzigen Leitsatz darüber aufzustellen: das sinnlich Wahrnehmbare fungiert im Ausdruck als Anzeichen. Es ist ein Unterschied der Stellvertretungsordnungen, die zwischen Darstellung und Ausdruck besteht. Man denke, um ihn zuerst an Nichtsprachlichem exakt zu erfassen, bei *Anzeichen* etwa an die rasch sinkende

Barometersäule oder an das Podagra im Verhältnis zu einem nahenden Wetterumschlag oder an die sprichwörtliche Schwalbe, die den Frühling wenigstens dann bringt, wenn sie in Scharen auftritt. In all diesen Fällen schließen wir kraft eines Zusammenhanges, einer *connexio rerum*, die wir kennen oder vermuten, vom Auftreten der einen Erscheinung auf das Auftreten (oder Schonvorhandensein) der anderen. Es ist ein Schluß *quoad existentiam*, den wir vom Anzeichen auf das Angezeigte vollziehen. Im Ausdruck liegt prinzipiell dasselbe vor wie in den Erläuterungsbeispielen. Wir schließen *quoad existentiam* aus dem Auftreten eines Lächelns oder anderer Ausdruckssymptome auf dies und das im Erlebnis oder in der Persönlichkeit dessen, der das „Symptom“ produziert, an dem wir es sehen. Der Terminus „schließen“, der hier verwendet wird, ist ein logischer Terminus und kein psychologischer Beschreibungsbegriff. Es bleibt die Frage offen, wie d. h. in welchem Grade direkt oder indirekt dies Erfassen stattfinden mag. Jedenfalls ist stets *quoad existentiam* das Auftreten des Symptoms oder des „Gesichtes“ die Begründung für die Überzeugung vom Bestande des Angezeigten. Und dem wird rein logisch gesehen nicht anders in all den mannigfaltigen Komplizierungen und Modifikationen, die wir am menschlichen Ausdruck finden. Der wichtige Tatbestand, daß der reflektierende raffinierte Mensch seinen Ausdruck weitgehend willkürlich zu beherrschen, zu entstellen, der Tradition oder Mode anzupassen und ins „Symbolische“ zu erheben vermag, ändert an dieser prinzipiellen Erkenntnis nichts. Denn warum sollte es nicht auch gemachte, gestaltete, symbolisierte Anzeichen und ein „als ob“ im Bereiche der Zusammenhangszeichen geben? Maßgebend ist und bleibt, daß als Stellvertretungsordnung hier stets ein wirklicher oder vorgetäuschter oder fingierter Zusammenhang (Abhängigkeitsrelation), eine Abhängigkeit der Existenz nach des einen vom anderen, des Anzeichens vom Angezeigten logisch vorausgesetzt wird. Auch der Schauspieler tut so „als ob“ seine Maske ein Ausfluß seines Erlebens oder seiner Persönlichkeit wäre. Wie viel oder wie wenig an wirklichem Erleben an der Entstehung dieser Maske tatsächlich beteiligt sein mag, ferner wie tief der verstehende Zuschauer sein Spiel als Spiel durchschaut, ist zunächst einmal für den Begriff der Signifikation, die wir Ausdruck nennen, irrelevant.

Ganz anders verhält es sich mit der Darstellungsfunktion von Zeichen. Das sinnlich Wahrnehmbare eines *Ordnungszeichens* (so kann man die ganze Klasse nennen, mit der wir es hier zu tun haben) weist nicht durch sein Auftreten *quoad existentiam* auf etwas

Angezeigtes hin, mit dem es kraft einer *connexio rerum* verkoppelt ist. Nein, sondern es hat die Funktion Stellvertreter in einem ganz anderen Sinne zu sein. Es steht, so würde ein Scholastiker sagen, *quod essentiam* für etwas anderes als was es selbst ist. Eine Fieberkurve, die ich mir auf ein Blatt Papier zeichne, ist nicht von dem Fieber dorthin entworfen worden, sie tut auch gar nicht so „als ob“ dies der Fall wäre. Sondern sie repräsentiert dort „nur“ kraft ihres Aussehens bestimmte (abstrakte) Momente des Fiebertverlaufes. Ist sie richtig entworfen, dann und nur dann kann ich richtige Erkenntnisse aus ihr entnehmen: In dieser *Zuordnungsbedingung* liegt das Wesen der Darstellung (*representatio*) beschlossen. Es ist, so könnte man das kurz ausdrücken, nicht eine *connexio rerum*, sondern ein ideeller *ordo rerum*, eine Erkenntnisordnung, in deren Rahmen die Stellvertretung hier stattfindet. So könnte und kann man sich ausdrücken, solange alle letzten erkenntnistheoretischen Streitfragen von dem an sich so einfachen Tatbestande, den wir im Auge haben, ferngehalten werden.

Wenn dies gesagt und eingesehen ist, so muß man ein drittes Mal ausholen zu der spezifisch soziologisch-behavioristischen Betrachtungsweise. Die Sprachzeichen fungieren im Verkehr der Menschen als Steuerungsmittel des praktischen Verhaltens, sie sind *Signale* im Dienste des Gemeinschaftslebens. Vielleicht kommt es in unserem aus dem Alltagsleben gegriffenen Beispiel, wo A sagt „es regnet“, diesem A wesentlich darauf an, daß der Empfänger B zu Hause bleibt oder daß er einen Regenschirm mitnimmt oder eine der ungezählten anderen praktischen Konsequenzen, die man aus einer derartigen Mitteilung ziehen kann, jetzt im Augenblicke zieht. In der voll verstandenen konkreten Sprechsituation geht dies vielfach so eindeutig aus den Umständen hervor, daß es keines weiteren Redens und keiner Rhetorik des Vortrages bedarf, um das praktische Ziel zu erreichen. Der Sprachtheoretiker darf die Signalfunktion auch in diesem Falle nicht übersehen. Sie wird ihm freilich faßbarer, wenn er im Bereiche der Menschensprachen an den Vokativ und Imperativ und an die ganze Kunst der Rhetorik denkt, oder aber von der Beschränkung auf den Menschen weg den Blick zu einer vergleichenden Betrachtung des sozialen Lebens der Tiere und des Menschen und der mannigfaltigen, sprachähnlichen Steuerungsmittel des praktischen Verhaltens, die es darin gibt, erhebt. Ameisen und Bienen oder die Henne, die durch „Rufe“ ihre Kücken beisammen hält, und die ganze Mannigfaltigkeit der Scharungs-Warnungs- und der übrigen Kooperationsrufe der Tiere können

ihn darüber belehren, daß entwicklungsgeschichtlich die Praxis vor der reinen Theorie steht und daß sich das mit der Menschensprache der Funktion nach Vergleichbare in und mit dem Gemeinschaftsleben entfaltet hat. In allem, was ich aufgezählt habe, findet sich das eine Gemeinsame, nämlich Signale, die, von einem Sender gesandt und an einen Empfänger gerichtet, die Funktion haben, dessen praktisches Verhalten zu steuern. Das sinnlich Wahrnehmbare, das Zeichen, steht in diesem Falle für etwas, was der Empfänger selbst entweder überhaupt nicht wahrnehmen kann oder nicht beachtet, worauf er also im Augenblick überhaupt nicht oder nicht so reagiert, wie er sollte, und ist berufen, die oft lebenswichtige, jedenfalls, wenn alles klappt, situationsgerechte Reaktion bei ihm auszulösen. Es ist also die Ordnung der Steuerungsmomente, die das handelnde Individuum in gegebenen Situationen von außen empfängt, in deren Rahmen das Signal als Stellvertreter, als Platzhalter fungiert. Das ist die prägnanteste Definition des Signalbegriffes, die man im Augenblick geben kann.

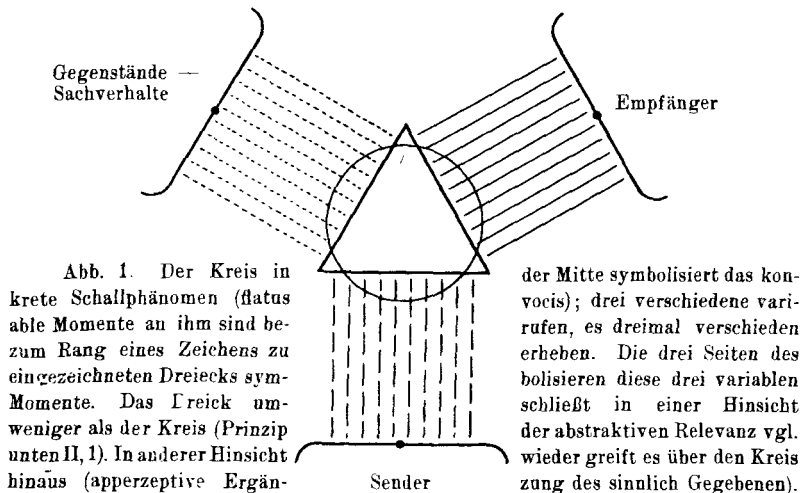
Die Erforschung des Tatsachenbereiches, der dazu gehört, verdanken wir im wesentlichen der modernen Tierpsychologie, dem amerikanischen Behaviorismus, der Uexküll'schen „Umweltforschung“, den Untersuchungen eines K. von Frisch u. a. an Bienen und Ameisen usw. Wissenschaftliche Untersuchungen, die von ganz verschiedenen theoretischen Grundannahmen ausgegangen sind, aber mehr und mehr die zentrale Stellung des Signalbegriffes in ihrem Forschungsbereich erkennen. Es gibt ein amerikanisches Buch, eine Sprachtheorie von de Laguna, das die Entwicklung der Menschensprache aus tierischen Anfängen ganz von dieser Seite her zu begreifen versucht¹⁾. Es ist eine sehr scharfsinnige und aufschlußreiche Untersuchung, in die man erst tief eindringen muß, um die Stellen scharf zu sehen, wo, unversehens und theoretisch nicht durchschaut, die beiden anderen Zeichenfunktionen der Sprache, der Ausdruck und die Darstellungsfunktion sich eingeschlichen haben.

Stellen wir also noch einmal fest, daß ein und dasselbe sinnlich Wahrnehmbare, die Schallwellen in einer konkreten Sprechsituation nicht nur eine, sondern drei verschiedene Zeichenfunktionen erfüllt. Wie ist das möglich, da doch eine greifbare Wahrheit in dem biblischen Ausspruch liegt, daß niemand zwei Herren dienen kann? Hier sind es sogar drei Herren, wie es scheint, die angeblich auf einmal befriedigt werden. Nun eine systematische und erschöpfende Antwort

¹⁾ G. A. de Laguna, Speech. Its Function and Development. Yale University Press 1927.

auf diese zentrale Frage setzt viel mehr an Überlegungen und konkreten Untersuchungen voraus, als ich an dieser Stelle zu bieten vermag. Aber eines ist leicht zu zeigen und wichtig genug, um Erwähnung zu finden. In jenem angeblich einen sinnlich wahrnehmbaren Komplex sind mehrere (in gewissen Grenzen) unabhängige Variable enthalten und jede von ihnen vermag für sich den Dienst in einer der drei Richtungen zu tun. So kann z. B. das deutsche Sätzchen „es regnet“ musikalisch sehr verschieden moduliert werden ohne daß dadurch sein Darstellungsgehalt tangiert würde, wohl aber das, was es in gegebener Situation auszudrücken oder auszulösen berufen ist. Die musikalische Gestalt ist also eine von der — sagen wir einmal kurz — phonetischen Gestalt in gewissen Grenzen unabhängige Variable, die im Deutschen wie in den anderen indogermanischen Sprachen in enger Beziehung zum Ausdruck und zur Signalfunktion der Sprache steht. Nebenbei gesagt: es gibt ein Wort im Englischen, das besonders klar und einfach trifft, was wir mit „Signalfunktion“ meinen, nämlich das Wort *appeal*. Vor einigen Jahren hat ein Amerikaner das Schlagwort vom *sex-appeal* aufgebracht; nun gut, es gibt nicht nur einen *sex-appeal*, sondern auch einen *speech-appeal* in der Welt und in jeder konkreten Sprechsituation bekommt der Empfänger mehr oder weniger von ihm zu verspüren.

Ich bin zu Ende mit der Erläuterung meines Übersichtsschemas der sprachlichen Zeichenfunktionen und würde vorschlagen das Gesagte in folgendem Diagramm symbolisch festzuhalten:



II.

Es sei mir nun gestattet, die dominierende Zeichenfunktion der Menschensprache, die Darstellungsfunktion einer generellen semiologen Analyse zu unterwerfen. Sie führt uns zwangsläufig in das Geleise der in der Linguistik üblichen Sprachbestimmungen. Ich stelle das Thema so: welches Minimum von Bestimmungen muß getroffen werden, um die Struktur einer gegebenen Sprache wissenschaftlich zu erfassen? Wir befinden uns mit dieser Frage im Gebiete von la Langue, genauer noch: bei dem, was de Saussure als die Aufgabe der synchronistischen Sprachbetrachtung bezeichnet. Wie „man“ spricht in einer gegebenen Sprachgemeinschaft, soll bestimmt werden. Es ist eine sprachtheoretische Frage, was zum unentbehrlichen Minimum einer solchen wissenschaftlichen Aufnahme gehört und ob wir etwas darüber aussagen können, was für alle Menschensprachen gültig ist.

1. Ein Vorspiel. Von den Teilgebieten der Linguistik scheint die Lautlehre auf den ersten Blick den Anspruch zu erheben, als eine reine Angelegenheit der Stoffbetrachtung zu gelten. Gehört doch gerade dies zur berechtigten Eigenart der Phonetik, daß sie absieht von den Wortbedeutungen, dem Satzsinne usw. und daß sie den Lautstrom der menschlichen Rede an sich, phänomenologisch und genetisch, nach Struktur und Entstehung aus der Tätigkeit des Sprechapparates ins Auge faßt. Natürlich ist dem so und die allgemeine Phonetik war gewiß auf dem rechten Wege, als sie die modernen Hilfsmittel einer exakten Aufnahme, Beobachtung und Analyse der Sprechbewegungen und ihrer Produkte, der Schallwellen, in ihren Dienst nahm und ausbaute. Allein es war stets eine gewisse Spannung zwischen der Experimentalphonetik und den spezifisch linguistischen Interessen an der Lautlehre vorhanden, ein Auseinandergehen der Blickrichtungen, das seit Jahrzehnten von den älteren Forschern verspürt, aber dann doch immer wieder irgendwie kompromißartig ausgeglichen worden ist. Erst eine junge Bewegung, die Phönologie unserer Tage, hat das sachlich zu Trennende in der Lautlehre begrifflich scharf zu fassen gewußt. Und der Trennungsstrich, den sie gesetzt hat, ist identisch mit unserer Unterscheidung von Materialanalyse und Zeichenlehre. Ich will hier ein paar Worte darüber einfügen, weil die Dinge für die gesamte Sprachtheorie von höchstem Interesse sind.

Im Jahre 1929 legte der Wiener Slavist und Sprachvergleichler N. Trubetzkoy eine programmatische Abhandlung „Zur allgemeinen

Theorie der phonologischen Vokalsysteme“ vor, die ich zur Ausgangsbasis eines sprachtheoretischen Versuches „Phonetik und Phonologie“ gewählt habe¹⁾. Es kam mir darauf an, das fruchtbare neue Unternehmen der Phonologie von seiner psychologistischen Einkleidung zu befreien und ihm seinen systematischen Platz zwischen der allgemeinen Phonetik und den übrigen Teilen der Linguistik anzuweisen. Das Endergebnis lautet kurz und bündig: Phonologie ist die Theorie der sprachlichen Lautzeichen als solcher, sie ist das erste Stockwerk im Gebäude der linguistischen Semeologie.

Zum ersten Verständnis und zur Begründung dieser These, wie sie hier geboten werden kann, genügt es, den eigentlichen Fund der Phonologie etwa so zu fassen: zum Wortschatz einer Sprache wie des Deutschen gehören mehrere zehntausende von Klanggebilden, die im normalen Sprechverkehr mehr oder minder scharf voneinander unterschieden werden müssen. Präzisieren wir einmal die zu stellende Frage auf die in diesem Schatz vorkommenden lautlich differenten Silben und zählen nur diejenigen, die als Sinnsilben, d. h. auto- oder sysemantische Einheiten oder Untereinheiten anzusprechen sind. Das dürften in einem Text wie die Buddenbrooks, wo wir sie nach einem einfachen statistischen Verfahren abgeschätzt haben, rund drei- bis viertausend sein. Die Frage ist: wie verhält es sich mit der Unterscheidung und Identifikation, kurz mit der *Diakrise* dieser Lautgebilde im Sprechverkehr? Versteht sich, wir vergessen nicht, daß Kontexthilfen und Situationsindizien die psychologischen Bedingungen einer solchen Diakrise außerordentlich mildern; es gibt aber auch andere Umstände, die sie verschärfen, und zuguterletzt muß eben in gewissen Grenzen eine Diakrise möglich sein und spielend vonstatten gehen. Von welcher Art sind, prinzipiell gesehen, die Diakritika, die Unterscheidungs Momente?

Hier setzt die auf eine breite Tatsachenkenntnis aus dem Gebiet der vergleichenden Sprachforschung gestützte Antwort der Phonologen ein und lautet: das ist recht verschieden, aber systematisch überblickbar und darstellbar in den verschiedenen Sprachen. Wenn man an dem sinnvollen deutschen Lautkomplex Pelz das e durch i, oder an Tische das i durch a ersetzt, so will es der Zufall, daß je ein neuer sinnvoller Lautkomplex entsteht. Es hat einen guten Sinn, zu sagen, in solchen Fällen sei diese Vokal-

¹⁾ Beide Abhandlungen sind erschienen in den „Travaux du Cercle Linguistique de Prague“, der erste im ersten Heft 1929 (S. 39–67), der zweite im vierten Heft 1931 (S. 22–52).

differenz das einzige Diakritikon. Die Verhältnisse sind nun aber durchaus nicht für alle Sprachen gleich. Es gibt z. B. Sprachen, in denen Helligkeitsunterschiede der Vokale wie *i—u* (Tische-Tusche) oder *e—o* (Felge-Folge) oder *ä—a* prinzipiell nicht als Diakritika fungieren können, wohl aber Sättigungsstufen des Vokals wie in sagen-Segen-siegen. Ein methodisches Abtasten und sorgfältiges Durchforschen der verschiedensten Sprachen nach dem diakritisch Möglichen und Unmöglichem hat Trubetzkoy zu einer verblüffend einfachen und einleuchtenden Ordnung der Vokalsysteme und Konsonantensysteme der Sprachen und in der Phonologie zu dem zentralen Begriff der „Phoneme“ geführt. Es ist so, daß jede Sprache über einen nach Einheiten abzählbaren und wohlgeordneten Schatz solcher elementarer Diakritika verfügt, und weiter, daß zwei Sprachen, die (rein phonetisch gesehen) dieselbe Mannigfaltigkeit von Vokalnuanzen aufweisen, (phonologisch gesehen) einen ganz verschieden reichen Schatz von „Vokal-Phonemen“ besitzen können. Der Phonologe zählt z. B. im Deutschen rund etwa 16 oder noch ein paar mehr einfache Vokalphoneme (langkurz eingerechnet, von den Diphtongen aber abgesehen), während er im Adyghischen, einer westkaukasischen Sprache, deren Vokalismus sich phonetisch gesehen von dem deutschen kaum unterscheiden dürfte, nach den Angaben von Jakoblev und Trubetzkoy nicht mehr als drei findet.

Was ist das also mit den „Phonemen“? Damit können keine konkreten Lautnuancen, es können auch keine statistischen Gruppen oder Bereiche aus der kontinuierlichen Mannigfaltigkeit der Vokalklänge gemeint sein; denn in all dem besteht nach den Mitteilungen der Sachverständigen kein erheblicher Unterschied zwischen den zwei verglichenen Sprachen. Um die Sache kurz zu machen, der Unterschied liegt nur darin, daß das Deutsche Sättigungs-, Helligkeits- und Dauerunterschiede (kurz-lang), das Adyghische dagegen gar nichts anderes als drei Sättigungsstufen (von der *u—i* Linie nach *a* hin gerechnet) diakritisch verwertet. Das Deutsche besitzt ein dreidimensionales, das Adyghische dagegen nur ein eindimensionales System von Vokalphonemen. Und folgendes ist die allgemeine theoretische Konsequenz, die man daraus zu ziehen hat: daß schon die Einzellaute im Klangbild des Wortes einen exakt definierbaren Zeichenberuf erfüllen. Sie fungieren dort wie *notae*, Kennzeichen, an denen die praktisch unentbehrliche Diakrise einen Anhalt findet.

Die älteren Psychologen, die dies lesen, erinnern sich wohl noch an die theoretische Diskussion, die um die Wende des Jahrhunderts

zwischen Wundt und B. Erdmann ausgetragen wurde über den Erkennungsvorgang beim Lesen gedruckter Texte. Erdmann vertrat die Auffassung, es spiele die „Gesamtform“ der auf einmal überblickten Buchstabengruppe eine wichtige Rolle, während Wundt erklärte, dies Erkennen gehe aus von einem Gerüst auffallender Elemente, den „determinierenden“ Buchstaben im optischen Wortbild, zu denen in unserer Druckschrift vor allem die Überzeiler und Unterzeiler prädestiniert sind. Nun, die Befunde der Phonologen weisen, was das Erkennen des akustischen Wortbildes angeht, zunächst in die Richtung der Wundtschen Annahme. Es ist freilich nichts leichter für den Psychologen von heute, als erstens die beiden älteren Auffassungen, die sich wie unverträgliche Positionen vorkamen, als durchaus verträglich zu durchschauen, zweitens das, was Erdmann vorschwebte, dem Begriff der Gestaltqualität näher zu rücken als die Auffassung von Wundt und drittens die bekannten Tatsachen und Argumente zusammenzustellen, die dafür sprechen, daß das Wortklangbild in weit höherem Maße noch als das optische Buchstabenhäufchen zur Erkennung und Diakrise an seinen Gestaltmomenten geradezu vorbestimmt ist. Darauf habe ich denn auch die Phonologen hingewiesen. Und doch -- die Tatsachen, auf die sie sich berufen können, sprechen ganz eindeutig dafür, daß außer den Gesamtmomenten am Wortklang ganz gesetzmäßig gewisse Charaktere der Einzellaute wie isoliert variierbare und prinzipiell abzählbare Merkmale, *notae*, Einzelzüge, für die Diakrise entscheidend sind.

Aber wie es sich im einzelnen auch damit verhalten mag, das Unternehmen der Phonologie hängt nicht an der befriedigenden Lösung dieser psychologischen Probleme, sondern steht fest auf eigenen Füßen. Es ist ein Tatbestand *sui generis*, daß das Deutsche drei Dimensionen (Variationshauptrichtungen) und das Adyghische nur eine, wieder andere Sprachen zwei und die ganz besonders vokalphonemreichen sogar vier Dimensionen des Vokalkörpers gesetzmäßig heranziehen und ausnützen zum Ausbau der erforderlichen Mannigfaltigkeit ihrer reinlich zu unterscheidenden Wortklangbilder. Die vierte Dimension ist die den Slavisten besonders wohlbekannte melodische Gestaltung des Vokalklanges, die sog. Intonation.

Darin aber liegt beschlossen ein Prinzipium, das für alles gilt, was Zeichenfunktionen trägt, als Zeichen auftritt in der Welt. Ich habe es *das Prinzip der abstraktiven Relevanz* genannt. Wenn wir irgendein konkretes Ding oder einen konkreten Vorgang zum Zeichen machen, als Zeichen verwerten, dann sind es allemal bestimmte ab-

strakte Momente an diesem Ding oder Vorgang und nur sie, woran der Zeichenberuf geknüpft wird. An den üblichen Signallaternen im Verkehr zu Wasser und zu Lande z. B. ist es das Farbmoment, ob rot oder grün, was als Diakritikon dient. Und daß dieses Prinzip der abstraktiven Relevanz in der Sprache gültig ist bis hinab in das Gebiet der sog. elementaren Laute beweist eben dies, daß die Sprache durch und durch Sprache, d. h. ein System von Zeichen ist. Darum kann man nicht einmal die Lautlehre linguistisch befriedigend aufbauen ohne die konstitutive Kategorie oder das Induktionsprinzip von der Zeichennatur der Sprache.

2. Ist man in der theoretischen Klärung der Dinge einmal bis hierher vorgedrungen, dann wird das ganze Geschäft der Strukturanalyse einer gegebenen Sprache vollkommen durchsichtig. Zum Minimum der wissenschaftlichen Inventar- oder Bestandsaufnahme einer irgendwie umschriebenen Menschensprache gehört als erstes die systematische Bestimmung ihres Lautschatzes. Und das bedeutet nicht allgemeine Phonetik, die ins Vorzimmer aller Sprachwissenschaften gehört, sondern bedeutet die spezifische Phonologie der gegebenen Sprache. Die Einheiten dieses Schatzes, die Phoneme, eine abzählbare Mannigfaltigkeit einfacher Lautzeichen, wie sie als diakritische notae in den Klanggebilden, die wir Wörter nennen, vorgefunden werden, bilden in jeder Sprache ein System. Trubetzkoy hat den Bau dieser Systeme und das Moment der Systemgetragenheit oder Platzbestimmtheit im Systeme, wie ich es nennen möchte, das die Phoneme an sich tragen, nicht nur für die Vokale, sondern viel schärfer und zwingender noch für die konsonantischen Phoneme herausgearbeitet¹⁾.

Die Phoneme einer Sprache sind die erste Klasse von Sprachgebilden, welche in der linguistischen Bestandsaufnahme behandelt werden müssen. An ihnen kann der Sprachtheoretiker eine Reihe von grundlegenden Eigenschaften exemplarisch ablesen, allgemeine Bestimmungen treffen, die ebenso für die der übrigen Klassen von Sprachgebilden gültig sind. Der archimedische Punkt all dieser Bestimmungen ist die These von der Zeichennatur der Sprache und ein wichtiges Regulativ darüber hinaus die Besinnung auf das Endziel jeder linguistischen Strukturanalyse. Sie will stets erfassen, wie *man* spricht in einer gegebenen Sprachgemeinschaft, gleichviel ob diese Gemeinschaft so klein ist wie eine einzige ausgewählte Familie oder ein Dorf oder

¹⁾ In: „Die phonologischen Systeme“. Travaux du Cercle Linguistique de Prague 4 (1931) S. 96–116.

so groß wie die Gesamtheit derer, die heute Englisch sprechen oder je gesprochen haben, oder die Menschheit schlechthin. Denn auch der Singularis „die Menschensprache“ hat einen exakt zu definierenden Sinn. Die Strukturbetrachtung des Sprachtheoretikers darf und braucht vor der Kühnheit dieses Namens in der Einzahl nicht zu erschrecken; denn sie denkt dabei an nichts anderes als an ihre spezifische Aufgabe und läßt die unentschiedene Frage nach der Abstammungseinheit oder -vielfalt der Menschensprachen völlig unberührt. Daß man wohlbegründete und probable Sätze über die Struktur der Menschensprache schlechthin aufstellen kann, muß aus unserem ganzen Aufsatz bis hierher hervorgegangen sein.

Um ad libitum die Phonologie noch einmal als Beleg herauszugreifen, so ist in ihr die stillschweigende Vorerwartung lebendig, daß sich irgend ein System von Phonemen in allen, auch den noch nicht spezifisch daraufhin untersuchten Menschensprachen finden wird. Diese Vorerwartung ist fast gleichbedeutend und nur etwas präziser wie die populäre Rede, daß zu den Artmerkmalen der species homo sapiens das Sprechen einer „artikulierten Sprache“ gehört. Denn wenn man sich nicht zufrieden gibt mit dem, was die schlichte Materialanalyse der Phonetik über das Merkmal der Artikulation zu sagen weiß, sondern sich auf die spezifische Leistung dieses merkwürdigen Gliederungsprinzips im Lautstrom der menschlichen Rede besinnt, so springt aus der generellen Induktionsidee von der Zeichennatur der Menschensprache her sofort die Vermutung auf, es werde im Prinzip wohl überall so sein, wie in den Menschensprachen, die wir genauer kennen. Hier erweist sich die Artikulation als ein sehr zweckmäßiges und äußerst leistungsfähiges Verfahren, um die bekannte große Mannigfaltigkeit von Klanggebilden und Serien von Klanggebilden, die wir Worte und Sätze zu nennen pflegen, herzustellen. Daß an diesen Tausenden von Klanggebilden diakritische Merkmale systematisch herausgearbeitet werden, dafür muß es wohl eine innere Notwendigkeit geben.

Die Phoneme müssen, so wie sie die Linguistik bestimmt, dem ganzen Sinn der Strukturanalyse nach, von der wir sprechen, Abstrakta und Generalia mit eigenen Charakteren sein. Wenn es nötig wäre, irgendwo in der Welt etwas zu finden, woran man einige Grundbestimmungen dessen, was Platon Ideen nannte, faßlich zu erläutern vermöchte, so würde ich die Sprachgebilde allgemein und die Phoneme speziell dafür vorschlagen. Sie gehören zu dem Ideenartigen. Natürlich entstehen und vergehen sie im Laufe der

Sprachgeschichte ganz im (scheinbaren oder wirklichen) Gegensatz zu der Ewigkeit der platonischen Ideen; aber das liegt außerhalb des tertium comparationis, das ich im Auge habe. Sondern ich denke an das Faktum, daß in jedem konkreten Sprechereignis Phoneme und andere Sprachgebilde, d. h. etwas von der überindividuellen Struktur der Sprache, die der Linguist mit seinen wissenschaftlichen Mitteln erfaßt und bestimmt, „realisiert“ wird. Das sinnlich Wahrnehmbare des konkreten Sprechereignisses wird vom Sprecher so produziert und gestaltet, vom Hörer so aufgefaßt und entgegengenommen, daß bestimmte Momente an diesem Konkretum dem ideellen Schema „der“ gegebenen Sprache, jenem Schema, welches der Linguist zeichnet, entsprechen. *Μετέχειν*, ein Teilhaben, würde ein Platoniker dies Verhältnis des Konkretums zu dem ideellen Schema nennen. Doch gleichviel, wie man's nennt und wie Sprecher und Hörer in jedem konkreten Falle es fertig bringen, so ist der überindividuelle Charakter und Beruf der Sprache an die Erfüllung dieses Entsprechens innerhalb eines bald mehr bald minder breiten unschädlichen Variationsbereiches geknüpft. An den Problemen, die sich von hier aus systematisch entwickeln lassen, sind alle Aspekte der empirischen Sprachforschung beteiligt, der des Psychologen ebenso wie der des Soziologen. Dem linguistischen Strukturforscher aber bleibt das stolze Vorrecht, als erster in ihrem Kreise und von dem Ideenartigen in der Sprache als solchem zu sprechen¹⁾.

Welches sind die übrigen Klassen von Sprachgebilden, die man bei der Strukturbestimmung ebenso wie die Phoneme in jeder Menschensprache zu finden erwarten darf? Antwort: zwei. Nämlich erstens etwas, was man in der Art, wie es unsere Lexika zu tun pflegen, auf sammeln und abzählen kann, sagen wir einmal, um einen ganz allgemeinen Namen zu haben, die lexikographisch erfaßbaren (kurz lexikalischen) Sinngebilde. Und zweitens Komplexionsstrukturen, wofür mir der Name Syntax fast in jenem weitesten Sinne des Wortes, wie ihn die griechischen Grammatiker zu verwenden pflegten, durchaus geeignet erscheint. Warum nicht einfach Wortschatz und Syntax? Nun, dagegen ist nichts einzuwenden, wenn man sich entschließt, auch den Begriff „Wort“ sehr weit, nämlich so weit zu wählen, daß die große Mannigfaltigkeit der faktisch bekannten lexikalischen Sinneinheiten restlos darin untergebracht werden kann. Die uns nächstgelegenen indogermanischen Sprachen dürfen, wie heute

¹⁾ Diese logische Priorität der linguistischen Strukturanalyse schwebt wohl auch F. de Saussure vor in dem unten S. 121 von uns zitierten Satze.

jeder weiß, nicht als das Modell des Möglichen schlechthin betrachtet werden und sind doch so reich an verschiedenartigen lexikalischen Invarianten, daß man von ihnen aus doch wohl fast den ganzen Bereich des aus anderen Sprachtypen Bekannten überschauen kann. Es lassen sich vom Indogermanischen aus auch leicht gewisse reine Grenzfälle des überhaupt Möglichen konstruieren und abstecken.

Nehmen wir einmal zum Ausgang die wohlbegründete und recht weite Unterscheidung von autosemantischen und synsemantischen Wörtern oder Wortteilen, ungefähr in dem Sinne, wie Marty die Begriffe definiert hat ¹⁾. Zu den autosemantischen Wörtern in seinem Sinne gehören gewiß die regulären Substantiva und Verba der indogermanischen Sprachen und zu den synsemantischen ebenso unzweifelhaft die Casus-Endsilben dieser Substantive und die Flexionsendsilben der Verba. Frage: muß in jeder Menschensprache beides, autosemantische neben synsemantischen Wörtern, resp. Wortbestandteilen vorkommen? Antwort: dafür liegt nicht der mindeste Grund vor. Vielmehr könnte man sich von Bekanntem aus einfach durch Steigerung oder Vereinfachung der Verhältnisse beide konstruierten Grenzfälle realisiert denken, nämlich, daß es schlechthin nur autosemantische oder schlechthin nur synsemantische lexikalische Sinngebilde gäbe. Das Chinesische mit seiner bekannten Armut an synsemantischen Wörtern oder Wortbestandteilen wäre wohl ein geeignetes Ausgangsmodell zur Konstruktion des ersten Grenzfalles und den zweiten könnte man sogar sofort in zwei Modifikationen ausmalen. Angenommen, es ist richtig, was die Kenner von den Eskimosprachen berichten, daß deren Sinnsilben, die in der Rede fast immer zu langen Silbenschlangen zusammengefügt vorkommen, überwiegend als synsemantische Einheiten zu betrachten sind und ihrer Bedeutung nach dem, was die nackten Sinnesdaten von der Welt berichten, außerordentlich nahestehen. Gut, warum nicht den Grenzfall einer, kurz gesagt, sehr impressionistisch darstellenden Sprache mit nichts anderem als synsemantischen lexikalischen Sinneinheiten? In entgegengesetzter Richtung könnte man ebensowohl etwa von den Bantusprachen mit ihrem überquellenden Reichtum kategorialer Synsemantika den

¹⁾ Ich weiß, manche Sprachtheoretiker werden den Einwand des „Psychologismus“, wie gegen Marty überhaupt, so auch gegen seine Definition von auto- und synsemantischen sprachlichen Gebilden erheben, allein es ist an diesem Punkte nichts als eine einfache logische Transformation vonnöten, um das „Gebrechen“ zu beheben. Auf die Unterscheidung von Selbständigem und Unselbständigem im Reich der Bedeutung ist auch Husserl in seinen Logischen Untersuchungen gekommen, denen gegenüber der Vorwurf des „Psychologismus“ gewiß nicht angebracht wäre.

zweiten Modus konstruieren. Auch dies wären Sprachen, die nur synsemantische lexikalische Einheiten enthielten; nur mit den Bedeutungen dieser Synsemantika wäre es ein wenig anders wie in den Eskimosprachen. Diese Bedeutungen wären viel weiter abgerückt vom Anschaulichen, und sehr nahe dem, was man kategorial zu nennen pflegt. Ich denke dabei von vornherein nur an Gradunterschiede; denn vollkommen entbehrlich ist weder das anschauliche noch das kategoriale Moment im Bedeutungsgehalte irgend einer Menschensprache. Das alles und noch manches andere muß Platz haben in dem allgemeinsten Modell „der“ Menschensprache im Singularis. Unerschüttert aber bleibt für die Sprachtheorie das Dogma vom Lexikon, wie ich es zu nennen pflege: Einen Schatz von abzählbaren, mehr oder minder invarianten Sinneinheiten von der Art unserer Wörter muß es überall geben. Über die logische Begründung dieses Dogmas wird noch zu sprechen sein.

Eine rasche Bemerkung noch zu dem Begriff des Satzes. Die alten und wohlbekanntesten Schwierigkeiten, den Satzbegriff der Linguisten exakt zu definieren, sind mit der Erweiterung des Gesichtskreises der vergleichenden Sprachforschung keineswegs gemildert, sondern verschärft worden¹⁾. Nun, man kann beim Entwurf des äußerst vereinfachten Grundmodells der Menschensprache diesen Schwierigkeiten zunächst einmal aus dem Wege gehen; auch Cassirer hat den Satzbegriff mit vollem Recht, wie ich glaube, nicht unter seinen sprachtheoretischen Grundbegriffen. Entscheidend dafür ist die Einsicht, daß man logisch früher in der Sprachtheorie zu dem Begriff des Sinngefüges wie zu dem des Satzes gelangen kann (ich sage kann, nicht muß). Die Erkenntnis, daß es überall in den Menschensprachen Sinngefüge, semantische Komplexionen überhaupt und infolgedessen im Ganzen der Strukturaufnahme einer gegebenen Sprache eine Syntax geben muß, ist logisch unabhängig von der Klärung des Satzbegriffes. Ich nenne diese Behauptung das Dogma von der Syntax. Warum muß es überhaupt, warum muß es überall semantische Gefüge geben?

3. Wer sich je als Linguist über den systematischen Aufbau einer speziellen Sprachlehre, sagen wir des Englischen oder des

¹⁾ Das Buch von J. Rieß „Was ist ein Satz?“ (1931) stellt die geradezu verwirrende Mannigfaltigkeit der Satzdefinitionen übersichtlich zusammen und übt an allen eine scharfsinnige Kritik. Daß die eklektisch gewonnene Begriffsbestimmung, die er selbst vorschlägt, wissenschaftlich fruchtbar werden könnte, möchte ich bezweifeln. Ich glaube vielmehr, daß die ganze Aufgabestellung anders gefaßt werden muß; doch darüber an anderem Orte mehr.

Arabischen oder der Buschmannsprache bemüht hat, und wäre es auch nur bei der Gelegenheit des Entwurfes einer ordentlichen Schulgrammatik oder eines Übersetzungswörterbuches gewesen, der wird in dem Schema: Lautsystem, Wortschatz, Syntax gewiß nichts Überraschendes erblicken, sondern höchstens sich beeilen, es durch allershand andere Kapitel, die er für seine Sprache benötigt, zu ergänzen. (Z. B. durch eine Lehre von den Wortklassen, eine Wortbildungslehre, eine Etymologie usw.) Das ist natürlich seine Sache. Die allgemeine Sprachtheorie vermag nur eines, nämlich jenes einfache Strukturschema von einem höchsten Gesichtspunkte aus als sachgerecht zu erweisen, es „einsichtig“ zu machen, wie man heute vielfach zu sagen pflegt, es von einem einzigen axiomatischen Satze aus zu deduzieren. Wenn dabei allgemeine Gründe und Gesichtspunkte zur Entscheidung von bekannten sprachwissenschaftlichen Streitfragen zum Vorschein kommen, so mag dies als ein Nebenergebnis hingenommen werden. So war es z. B. eine Zeitlang Mode, mit Emphase die These zu vertreten, nichts anderes als der Satz sei die wahre und lebendige Sinneinheit der menschlichen Rede und darum das isolierte „Wort“ ein hilflos unselbständiges Sinngebilde und noch einmal darum das Objekt der Wortforschung eine nicht genügend determinierte Variable, die lexikalische Aufgabe der Sprachforschung ein durchaus unselbständiges, logisch sekundäres Unternehmen. An all dem scheint mir nur das eine richtig, daß das Wort eine andere Einheit ist als der Satz. Lexikalische, mehr oder minder invariante Einheiten und Komplexionsstrukturen sind korrele Momente in der Sprache, die logisch auf einer Stufe stehen, beide sind gleich unentbehrlich für das gesamte *Darstellungsgeschäft* der Sprache.

Damit ist das Stichwort gesagt und der Blickpunkt angegeben, von dem aus man in ein und demselben Gedankenzuge sowohl den merkwürdigen phonologischen Tatbestand verständlich machen wie die beiden Dogmen, die wir aufgestellt haben, das vom *Lexikon* und das von der *Syntax*, begründen kann. Man muß zu diesem Zwecke nur erstens überlegen, wie die Sprache es anstellt und fertig bringt, mit Lauten die ganze Welt darzustellen. In beschränktem Bereich und Ausmaß wählt sie den direkten Weg, sie malt mit Lauten wie der Maler mit Farben. Überwiegend aber tut sie es und hat es vermutlich von jeher getan auf jenem indirekten Wege, den schon Platon bei seinem Ausdruck *νόμος* oder *θέσει* im Auge hatte, auf dem Wege einer „konventionellen“ Bedeutungsverleihung¹⁾.

¹⁾ Die historische Sprachforschung löst mit ihren Mitteln, so weit sie kommt,

Dann darf man zweitens nicht übersehen, daß jede Menschensprache, die wir kennen, immer neue und wieder neue Sachverhalte ins Unabsehbare in ihrer Weise darzustellen vermag, ohne ihre Zeichen ebenso ins Unabsehbare zu vermehren. Beide Bedingungen in einem erfüllt die Sprache, indem sie zwar einen prinzipiell begrenzten Schatz lexikalischer Invarianten (ihren Wortschatz im Groben gesprochen) benützt, aber sich vorbehält, Komplexionen und gesetzmäßige Abwandlungen aus den Einheiten dieses Schatzes zu bilden und die Komplexions- resp. Abwandlungsordnungen selbst in den Dienst ihres Darstellungsgeschäftes zu stellen.

Nun, was wir da sagen, klingt recht abstrakt, muß aber so gefaßt werden, wenn man das Gemeinsame im Darstellungsverfahren aller Menschensprachen in einem Satze formulieren und im Nerve treffen will. Ich werde mich hier darauf beschränken, das mit dem „Heranziehen der Komplexionsordnung zum Darstellungsgeschäft“ der Sprache an einem einzigen Beispiel zu erläutern. Wer sich die Frage vorlegt, welche Arten oder Klassen von sinnlich wahrnehmbaren Variations- und Komplexionsmitteln der Sprache prinzipiell zur Verfügung stehen, der findet diese Frage schon sehr systematisch und sorgfältig beantwortet durch H. Paul¹⁾. Doch sei jetzt kein Wert auf die Vollständigkeit der Paulschen Liste gelegt, sondern nur das zweite aus seinen sieben Mitteln („zum sprachlichen Ausdruck der Verbindung von Vorstellungen“, wie er sie nennt), nämlich die Reihenfolge der Wörter im Satze herausgegriffen. Diese Reihenfolge ist ein Mittel, von dem sehr viele Sprachen einen dezierten Gebrauch machen; die eine für diesen, die andere für einen ganz anderen Sprachzweck. Ich fasse jetzt ins Auge, was man im Bereiche der indogermanischen Sprachwissenschaft als gebundene und freie Wortstellung zu unterscheiden pflegt, und stelle die Frage, was es im Grunde genommen auf sich hat, wenn man z. B. vom modernen Französisch und Englisch sagt, sie haben eine viel weniger freie, viel gebundenere Wortstellung im Satze als Latein, Griechisch und Deutsch.

Nun, das muß ja an jedem Paradigma präzis abzulesen sein. Wir finden also in einem hohen Prozentsatz der einfachen englischen

das mit dem Ausdruck „konventionell“ Gemeinte in einen Prozeß auf, ohne das entscheidende Moment der Setzung dadurch in Frage zu stellen.

¹⁾ H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte § 86 (4. Aufl. S. 123f.). Ich selbst habe das Paulsche System diskutiert und mit den drei Zeichenfunktionen der Sprache in Zusammenhang gebracht in dem Artikel „Vom Wesen der Syntax“. Vossler-Festschrift. Heidelberg 1922, S. 54—84.

Sätze die Reihenfolge Nomen-Verbum-Nomen (symbolisch n-v-n, Beispiel: parents love children) und wissen, daß die beiden n kein Bäumchenwechsell spielen dürfen, ohne daß der dargestellte Sachverhalt ein anderer wird. Die Reihenfolge ist also hier herangezogen und ausgenützt für das Darstellungsgeschäft der Sprache und darum für andere Zwecke, z. B. für Kundgabenuancen oder rhetorische Feinheiten, nicht mehr frei. Der moderne englische oder französische Rhetor kann nicht so frei jonglieren mit der Wortfolge im Satze wie Cicero. Man weiß natürlich genau, warum. Uns interessiert die Sache nur deshalb, weil man sich an dem einen Schema bis ins letzte begrifflich klar machen kann, was es auf sich hat mit dem Heranziehen eines Ordnungsschemas für das Darstellungsgeschäft der Sprache. Das Modell n-v-n ist ein generelles Ordnungsschema, in das man fast unbeschränkt alle Nomina und Verba der englischen Sprache variierend einsetzen kann, um korrekte Sätze zu erhalten. Ungefähr ebenso wie man im Lateinischen das Schema [us- avit -am] weitgehend beliebig erfüllen kann. Dort ist es die Reihenfolge, die Platzordnung der Nomina vor und hinter dem Verbum, hier etwas anderes, was am sinnlich Wahrnehmbaren gegeben ist und als Anweisung dient, wie das Sinnganze aufgebaut werden muß. Wir haben es nicht (hier noch nicht) mit den Kategorien zu tun, die der Grammatiker hier und der Grammatiker dort verwendet, um diesen Aufbau selbst präzise zu bestimmen, sondern legen nur den Finger auf den allerallgemeinsten Zug an diesem ganzen Verfahren, um zu bestimmten Einsichten über das Wesen der Syntax schlechthin zu kommen. Um Ordnungsschemata geht es überall in der Syntax; die modernste Logik verwendet in ihrem Bereich den Ausdruck „Strukturen“ dafür. Dem Grammatiker der Einzelsprache obliegt es, den Inbegriff dieser Ordnungsschemata im Gebiete seiner Sprache systematisch darzustellen.

Uns obliegt es, an dem einfachen Erläuterungsbeispiel zunächst allgemein zu erfassen, daß ein und dasselbe Ordnungsmoment in verschiedenen Sprachen eine sehr verschiedene Funktion haben kann. Wenn der Lateiner im konkreten Fall darangeht, eine Platzordnung für die drei geformten Wörter pater, filium, amat zu wählen, so stehen ihm alle sechs Variationen offen und er trifft die Wahl nicht im Hinblick auf den darzustellenden Sachverhalt, der in allen sechs Variationen derselbe bleibt, weil er eindeutig durch ein anderes syntaktisches Schema, die Wortformung, schon festgelegt ist. Sondern er wählt, wenn er überhaupt Wert darauf legt, z. B. als Rhetor die rhetorisch wirkungsvollste Platzordnung, die er musikalisch, d. h. durch

Akzent und Melodie noch unterstützen kann. Das ist also hier eine Angelegenheit der Beeindruckung und Steuerung des Hörers und gehört demnach in das Kapitel von der Signalfunktion der Sprachzeichen. Beim Engländer und Französer dagegen gehört die Platzordnung n-v-n zum Darstellungsgeschäft der Sprache. Auf dies Darstellungsgeschäft konzentrieren wir unsere Überlegungen und finden, daß es deshalb im Mittelpunkt der linguistischen Strukturanalyse von jeher stand und zu stehen hat, weil das, was zu diesem Darstellungsgeschäft prinzipiell vonnöten ist, überall gefunden wird oder als vorhanden vorausgesetzt werden darf.

Ganz im Aspekt der empirischen Sprachforschung sehen die Dinge so aus: der Sprachtheoretiker kann an der Stelle, bis zu der wir vorgedrungen sind, versuchen, ob ihm der logische Endschrift gelingt, der zu jeder vollendeten Induktion gehört. Sagen wir, er habe es bis hierher mit dem Platonischen Sokrates gehalten, der seine Informationen über die wahre Natur eines *ἄγανον* bei denen sucht, die richtig ausgefragt, etwas Rechtes darüber zu sagen wissen, weil sie in erfolgreicher täglicher Praxis an ihm oder mit ihm eine intime Sachkenntnis gewonnen haben. Nun weiß unser Sprachtheoretiker von den Sprachforschern, von denen er sich im sokratischen Geiste belehren ließ, daß sie an den bekannten Menschensprachen das System der Lautzeichen, der Phoneme, aufgenommen und Lexika angelegt (Wortforschung getrieben) und die Komplexionsordnungen, die Syntax im weitesten Wortsinn, studiert haben und daß sie, wenn es gälte, die Struktur einer irgendwo neu entdeckten Menschensprache aufzunehmen, mit der Vorerwartung, dort im Prinzip dasselbe zu finden, an die neue Aufgabe gingen. Jetzt stellt er sich selbst die Frage, ob dies Vorgehen der Sachverständigen bei ihren Struktur-aufnahmen von einem höchsten, axiomatischen Leitsatz über die Sprache aus als sachgerecht erfaßt werden kann.

Wann und soweit dies gelingt, gewinnen wir eine brauchbare, d. h. wissenschaftlich fruchtbare Antwort auf eine Frage, die wir in Anlehnung an die bekannte Formel Kants zunächst einmal ganz allgemein so stellen können: Wie ist reine Linguistik möglich? In der Tat ist auf dem Spezialgebiet der Sprachforschung eine Art von Grundlagenforschung denkbar, wie sie Kant für die mathematischen Naturwissenschaften angelegt und gefaßt hat. Dort wird z. B. gefragt, mit welchem Recht der Naturforscher das Kausalprinzip als gültig ansieht und erwartet, sein Vor-Urteil überall bestätigt zu finden. Wir fragen, ob man die drei genannten Vorurteile der Linguisten in einen

connexus logicus, eine gegenseitige Begründungsordnung bringen, z. B. als Ausfluß eines einzigen Axioms über die Struktur der Menschensprache ansehen kann; das genügt vorerst. Ob diese Vor-Erwartungen der Linguisten im Sinne einer empiristischen Auffassung als höchste Induktionsideen anzusehen sind oder erkenntnistheoretisch auf anderem Wege gewonnen werden können, das lassen wir hier vollkommen dahingestellt. Nun, wenn die Sprachtheorie etwas taugen und den stolzen Namen einer Theorie mit Ehren tragen soll, dann darf sie vor der Pforte zu den letzten Abstraktionen nicht Halt machen, sondern muß entschlossen die Dinge ebenso zu Ende denken wie das der theoretische Physiker oder Mathematiker von heute auf seinem Gebiete längst gewohnt ist. Eine Korrelation in der gesuchten Richtung wäre z. B. die folgende: die Menschensprachen sind universelle (produktive) Darstellungssysteme, jede mit einer beschränkten Anzahl diskreter und konventionell bedeutungsvoller Lautzeichen. Aus diesem einen Satz, der zunächst nur dem Dogma vom Lexikon entspricht, läßt sich logisch beides ableiten, nämlich daß erstens die Diakrise jener diskreten Einheiten sichergestellt sein muß und daß zweitens Komplexionsordnungsmomente (Strukturen) zum Darstellungsgeschäft herangezogen werden müssen; denn sonst wäre das System nicht „produktiv“ in unserem Sinn. Wem das letztere noch Verständnisschwierigkeiten bereiten sollte, der denke an Vergleichbares aus anderen Gebieten. So enthält, um nur etwas Allereinfachstes heranzuziehen, das System unserer optischen Zahlzeichen, unserer Ziffern, nur zehn diskrete Elemente und ist doch in der Lage, unendlich viele Zahlen damit darzustellen. Warum? Weil wir in einer sehr einfachen Weise eine „Syntax“ dieser Elemente für die Darstellungszwecke mitverwerten; jede niedergeschriebene Ziffer erhält nach ihrem Gruppenplatz von rechts nach links gezählt, einen Wert als Einer, Zehner usw. Ein Ordnungs-(Komplexions-)moment ist auch hier in den Dienst des Darstellungsgeschäftes gestellt wie bei dem Schema $n-v-n$ aus der englischen Sprache. Mehr soll aus diesem ersten Vergleich nicht herausgelesen werden; unsere Sätze sind gewiß nicht identisch mit Ziffernkomplexionen. Aber wir sprechen ja verabredungsgemäß nicht von Sätzen, sondern von dem Gattungsbegriff der Komplexionen schlechthin.

Eine andere, allgemeinere und, wenn man so will, rein darstellungstheoretische Lösung derselben Aufgabe wird auf unserem Kongreß Käte Wolf vorlegen; ich will darum meine eigene Erörterung abschließen mit der wiederholten Feststellung, daß die Darstellung zwar das wichtigste, nicht aber alles ist, was die Menschen-

sprache zu leisten hat. Man sieht dies ja vollkommen deutlich aus dem, wofür die lateinische Wortstellung im Satze ausgenützt werden kann und ausgenützt worden ist. Aber die Darstellungsfunktion (ein neuer Name für eine alte Sache, den ich 1919 als erster vorgeschlagen habe) ist das Dominierende und, soweit wir heute sehen können, spezifisch Menschliche an der Menschensprache. Und von ihr aus wird der Sinn und das Ergebnis der linguistischen Strukturforschung deutlich und systematisch überblickbar.

III.

Es geschah nicht ohne Absicht, daß ich in meiner Skizze zuerst das reichere Ganze der Sprachtheorie überhaupt entworfen und dann nur den Teil über die Darstellungsfunktion detaillierter ausgeführt habe. Das hatte seine bestimmten Gründe. De Saussure erklärt einmal, nachdem er zuvor recht eindrucksvoll die Vielseitigkeit der sprachwissenschaftlichen Aufgaben geschildert hat: „Man muß sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache (la langue in seiner = die Sprachgebilde in unserer Terminologie) begeben und sie als die Norm aller anderen Seiten (dort „Äußerungen“) der menschlichen Rede gelten lassen.“ „In der Tat, unter so vielen Doppelseitigkeiten scheint allein la langue eine selbständige Definition zu gestatten, und sie bietet dem Geiste einen genügenden Stützpunkt“ (S. 11). Das mit dem „genügenden Stützpunkt“ möchte ich in folgendem Sinne interpretieren: die linguistische Strukturbetrachtung ist allem, was man sonst noch betreiben mag in irgendeiner von den Wissenschaften, die sich um die Erkenntnis von Sprachlichem bemühen, logisch vorgeordnet. Der Psychologe mag die Erlebnisse im Sprecher und Hörer sozusagen stofflich, wie man das durch drei, vier Menschenalter einzig zu tun pflegte, untersuchen oder er mag mit dem umfassenderen Blick unserer Tage das konkrete Sprechereignis in „Felde“ der gegebenen Situation als eine echte menschliche Handlung ansehen und damit, soweit es an ihm liegt, und in seiner Art die Betrachtungsweise W. von Humboldts aufnehmen. Gleichviel, ohne die vorgängigen Einsichten, die ihm (sagen wir einmal kurz) die Grammatik, eine ordentliche Grammatik, die gar nicht geschrieben zu sein braucht, und darüber hinaus das sprachtheoretische Zuendenken des Unternnehmens der Strukturanalyse zu bieten hat, wird er an allen Ecken und Enden nicht weiter wissen und im Dunkeln tappen. Der Verfasser dieser Skizze wüßte aus eigener Erfahrung ein Lied dazu zu singen. Denn vor